



## Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Beitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 2 fl. 50 kr. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.  
für Deutschland und das übrige Ausland:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 Mark 50 Pf. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

### Der Inspektionsarzt.



Otto von Westen, Direktor des Journals „Die Fanfare“, feierte seinen Geburtstag und hatte daher eine Anzahl seiner Freunde beim Souper in seiner Junggesellen-Wohnung versammelt.

Seine Gäste waren durchwegs heitere Leute, die dem reichhaltigen Menu, vornehmlich den guten Weinen, volle Ehren angedeihen ließen. Man war daher in sehr rosigter Stimmung, als man die Tafel verließ, um sich zu den Spieltischen zu setzen, wo mit nimmermüdem Eifer dem edlen Baccarat gehuldigt wurde. Es war zwei Uhr nach Mitternacht, als die ersten Gäste sich erhoben, um den Heimweg anzutreten. Um halb drei Uhr nahm auch Karl Dreist Abschied, einer der am besten Aufgeräumten in der Gesellschaft. Er mußte fort, die Pique-Dame genügte ihm nicht mehr.

Karl Dreist war ein vortrefflicher Junge, der in seinen Mußestunden sehr geistvolle Feuilleton-Artikel zu schreiben verstand. Allerdings hatte er solcher Mußestunden nicht viele, denn er war unablässig damit beschäftigt, sein nicht unbeträchtliches väterliches Erbe unter die Leute zu bringen.

Als er in seinen Ueberrock geschlüpft war, trat er auf die Stiege hinaus. Auf dem Treppenabsatz des ersten Stockwerkes angekommen stieß er an eine Person an, welche heraufkam.

„Wer ist da?“ wurde von beiden Seiten gefragt.

Karl Dreist hatte durch die Berührung im Dunkel so viel feststellen können, daß der Schatten eine Frau sei; der Schatten seinerseits hatte konstatiert, daß der andere Schatten ein Mann sei; dies ging schon daraus hervor, daß mit schüchternen Stimme gesagt wurde:



— Pardon, mein Herr! Wo wohnt hier der Inspektionsarzt?

\*



Der Inspektionsarzt? Karl Dreist hatte von einem Soldaten niemals etwas gehört. Aber plötzlich fuhr ihm eine barocke Idee durch den von Champagnerdünsten erhitzten Schädel.

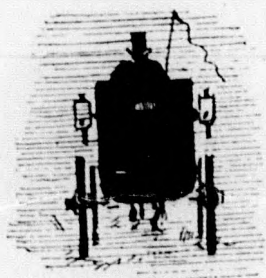
— Ich selbst bin der Inspektionsarzt, sagte er dem weiblichen Schatten.

— Ich bitte Sie, zu meiner Herrin zu kommen, die einen schrecklichen Nerven-Anfall hat.

Eine Kammerzofe, ein Nerven-Anfall . . . Ausgezeichnet! Das waren die ersten Elemente eines Abenteurers.

— Ich wollte einen andern Kranken besuchen, sagte er; nachdem aber der Fall ein dringender ist, so will ich Ihnen folgen.

— Ich danke, Herr Doktor



Vor dem Hausthor stand ein Wagen. Karl Dreist stieg mit der Zofe ein. Denn es war in der That eine Zofe, und zwar eine mit sehr feinem Aussehen. Im Uebrigen verhielt sie sich ziemlich diskret; er konnte aus ihr nicht mehr herausbringen, als sie sagen wollte: ganz unbestimmte, aber genügend verlockende Auskünfte.

Die Kranke war jung und nach den Andeutungen der Kammerfrau keineswegs eine Einsiedlerin.

Endlich war man angelangt. Marie ging voraus; Karl Dreist folgte ihr und sagte sich, daß sein Benehmen in dieser Affaire, wo er unrechtmäßig den Titel eines Arztes für sich in Anspruch nehme, sehr stark seinem Namen entspreche.

Doch bah! Niemand kannte ihn; es wird einen guten Spaß geben, dann wird er heimkehren und sich schlafen legen.

\*

Die Kranke lag in ihrem Bett, das sie, in ihrem Nerven-anfall sich krümmend, ganz zerwühlt hatte.

Karl Dreist sah auf den ersten Blick, daß er es mit einer sehr hübschen Frau zu thun habe.

— Gnädige Frau, der Doktor ist da, sagte die Zofe. Ich hatte viele Mühe, einen solchen zu finden; denn der Ihrige war nicht zuhause. Ich mußte dann auf das Bürgermeisteramt gehen, dort hat man mir die Adresse dieses Herrn gegeben.

— Ach, Doktor! stöhnte die Kranke. Ich habe so viel



gelitten und leide noch immer . . . Da, da . . .

Und sie zeigte auf ihr Herz unter dem feinen Battist ihres Hemdes.

— Madame, ich werde auskultiren, sagte der Bösewicht von Dreist.

Er umfieng den schlanken Leib der schönen Kranken und legte das Ohr an ihr Herz

\*

Sie war reizend, sie war anbetungswürdig!

Die Krankheit schien nicht besorgnißerregend; eine Neurose, so viel er nach den Symptomen urtheilen konnte. Dies hinderte ihn nicht zu sagen:

— Erlauben Sie nun, daß ich im Rücken horche. Und er horchte im Rücken.



Horchte er wirklich? Ich möchte es bezweifeln. Dazu fehlte es ihm an der nöthigen Kaltblütigkeit. Denn, wie gesagt, sie war reizend, anbetungswürdig.

Alle Wetter! Er hat sich da in eine schöne Geschichte eingelassen. Und doch fühlte er nicht die mindeste Lust, sich zurückzuziehen. Vielmehr flüsterte er der Kranken leise zu:

— Ich möchte Sie über gewisse Umstände befragen, welche den gegenwärtigen Anfall herbeigeführt haben.

Die Kranke begriff und gab der Zofe ein Zeichen hinauszufragen.

\*



Als die Beiden allein waren, gestaltete sich die Lage noch ernster, umso ernster, als die verlangten Aufklärungen von der Kranken nur mit Mühe zu erlangen waren.

Irgend ein heftiger Verdruß . . . ein Bruch . . . Die Einzelheiten waren noch dunkel.

Karl Dreist drang sanft in sie. Er hatte gemerkt, daß die Kranke ihn in einer seltsamen Weise zu betrachten beginne, wie man sonst die Aerzte nicht zu betrachten pflegt. Allerdings hatte er Fragen an sie gerichtet, wie die Aerzte solche nicht zu stellen pflegen und er hatte ihr den Puls in einer Weise gefühlt, wie die Aerzte dies nicht zu thun pflegen.

Und er wollte immer wieder auskultiren, indem er wiederholte:

— Die Auskultation, Madame, ist die Hauptsache in der Medizin!

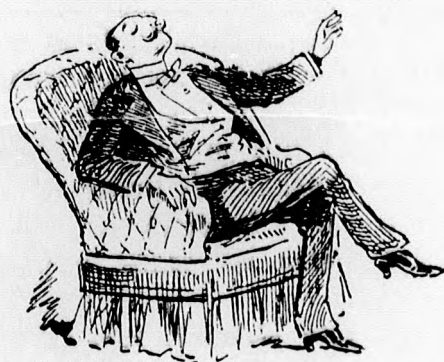
Die Auskultation in Verbindung mit der Perkussion — selbstverständlich!

— Doktor, wenn Sie Papier brauchen, um zu verschreiben, so will ich Marie läuten, sagte die Kranke, einigermaßen beunruhigt über die Verlängerung der Visite.

— Madame, ich glaube, daß jede Gefahr vorüber ist. Ihre Nerven beruhigen sich. Es wäre unklug, irgend ein Medikament zu wagen, das Sie wieder erregen könnte. Ich will lieber da bleiben, um Sie bis zum Morgen beobachten zu können.

— Aber Doktor! . . .

— Madame, das ist unerläßlich!



Nach Verlauf einer Stunde ward an die Thüre geklopft. Es war Marie.

— Gnädige Frau! Habe ich nichts aus der Apotheke zu holen?

— Nein, nichts; der Doktor wird mich pflegen, Sie können zu Bett gehen.

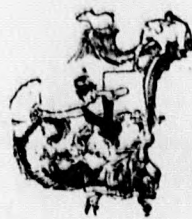
Drei Monate später konnte Karl Dreist die Wahrnehmung machen, daß er in diesem kurzen Zeitraume für die schöne Laura K. — die er so rasch kurirt hatte — die Kleinigkeit von 12,000 Gulden ausgegeben hatte. Es galt schleunigst eine kleine Reise anzutreten, wenn er sich für seine thörichte Leidenschaft nicht vollends ruiniren wollte.

An dem Tage, an welchem er diesen löblichen Entschluß zur Ausführung brachte, erschien bei dem verdienstvollen Inspektionsarzte des Stadtviertels, wo Laura K. wohnte, ein Abgesandter des Bürgermeister-Amtes und überbrachte ihm das

gesetzlich festgestellte Honorar für eine Nachvisite. Der treffliche Doktor wußte zwar nichts von dieser Visite, aber er strich das Geld ein.

So kann es geschehen, daß eine Nachvisite den Einen um 12,000 Gulden leichter machen, dem Andern hingegen zwei Gulden eintragen kann.

P. V.



OUJOUX.

Was ist der Schatten eines schönen Mädchens? Ein Verehrer.

\*

Ein Brillant ist oft eloquenter als alle Redner der Welt.

\*

Die Vögel werden erst nach ihrem Tode ausgestopft; die Frauen vollziehen diese Operation an uns oft noch zu unseren Lebzeiten.

\*

Würde jeder Mann nur eine Frau lieben, dann würden viele Frauen leer ausgehen, da es deren mehr gibt als Männer.

\*

Die Manneskraft kann nur durch lebende Beweise bekundet werden.

\*

Besser heute eine Choristin, als morgen eine Ballerine.

\*

Die Frauen werfen sehr häufig die Portefeuillefrage auf.

\*

Die Grabsteine der Tugend sind beim Juwelier zu kaufen.

\*

Ist das Bébé klein, dann ist's eine Spielpuppe und wir spielen damit; ist das Bébé groß, dann ist's eine Modepuppe und spielt mit uns.

\*

Die Griechen haben das Echo in der Form einer Frau dargestellt, weil die Frauen immer das letzte Wort haben.

\*

Die süßesten Frauen verursachen uns gewöhnlich die meiste Bitterkeit.

\*

Das Mädchen hat nur eine Pflicht: schön zu sein.

## Toilette-Plaudereien.



— Gestern Morgens sah ich den jungen Grafen P. Deine Wohnung verlassen und heute traf ich seinen Vater auf der Treppe. Du hast einen seltsamen Geschmack!

— Ich habe mir bei dem jungen Grafen einen Ruhetag ausbedungen — dieser gehört dem Alten.



— Ein Briefchen vom Bankier Goldenberg, mein Püppchen?

— Was soll ich darauf antworten, Tante Lalie?

— Nichts, mein Herzchen; lassen Sie mich ihm antworten, ich bin eine erfahrene Rathgeberin für so unschuldige Kinder.

## Die Ameise.

Novellette aus dem ungarischen Volksleben.

Von **Sidonie**.



Rosi war das hübscheste Mädchen in der Vorstadt. „Kind“, müßte man eigentlich sagen, denn noch war sie nicht volle 15 Jahre alt und eben gefirmt worden. Sie trug noch kurze Röcke, aus welchen ein paar vielversprechende Beine hervorguckten und flatterndes Haar, das schwarz wie Steinkohle, um ihren braunen Hals und ihr munteres Gesicht sich ringelte. Auch brauchte sie noch kein Wieder für ihren jungen, erst kaum gewölbten Busen, welcher bernsteinfarbig manchmal aus dem blendend weißen Hemde ein wenig hervorlugte.

Das geschah dann, wenn der junge **Rémet h Lajos** drüben am Fenster seine Pfeife putzte, oder sonst, nach seinem Brauch in's Leere starzte. In's Leere eigentlich nicht, denn die Rosi stand ja am Fenster und putzte sorgsam die gelben Blätter von ihren Weidenstöcken, wobei sich ihre schlanke Gestalt weit vorneigte und der Lajos gerne im Pfeifenputzen inne hielt — um nach den jungen Reizen zu gaffen, die hinter dem Hemdsäume der schönen Nachbarin sichtbar wurden. Und die Rosi war nicht eben neidisch — schon gar nicht gegen den Lajos — der ein hübscher, wenn auch dummer Junge war.

\*

Unsere Weiber werden früh genug reif in ihren Sinnen und mit ihrem Leibe. Die Rosi war ein echtes Ungarkind; bald streckte sich ihre Gestalt und da man nicht immer in die Höhe wachsen kann, setzte sie ihr Wachsthum in anderer Weise fort. Das merkte der Lajos gar gut, als er ihr eines Tages

als guter Nachbar, der er war, die Wäscheleinen im Hofe ziehen half, wo die Wäsche getrocknet werden sollte.

Dabei ereignete sich etwas Seltsames, Unerhörtes. Rosi, deren Hausrock sich knapp an die wohlgeformten, vollen Glieder legte, stand auf der alten Leiter, um das Ende des Strickes an einem Balken zu befestigen. Da knackte es und Rosi stieß einen Schrei aus. Lajos eilte zu ihr und die brechende Leiter stützend, fing er das Mädchen mit seinem rechten Arme auf. Nicht sie — nur er wurde krebsroth bei dieser unverhofften Berührung, die der Natur der Sache nach eine sehr enge sein mußte.

Die Rosi war eben schon ein vollendetes Weib geworden, und er war kaum mehr als ein Knabe; denn damit, daß Einer seine fünfsechshalb Schuh Höhe hat und ihm ein hübscher Schnurbart sprießt, ist er noch kein Mann. Lajos also ließ sie ein wenig zitternd und viel schneller als nöthig auf den Boden gleiten.

\*

Seine Verwirrung hatte ihren guten Grund.

Schon längere Zeit hatte die Rosi nicht mehr am Fenster zu thun gehabt und wie sehr er auch in die Tiefe ihres Zimmers gespäht hatte — wollte es ihm nicht gelingen, irgend etwas Nennenswerthes zu schauen. War das Mädchen plötzlich schüchtern geworden? zürnte sie ihm? Er konnte es sich nicht erklären.

Er wußte nur, daß er nach ihrem Anblick lechzte, daß er viel dafür gegeben hätte, sie wie früher zu sehen und daß er keine Courage finden konnte, ihr seinen Wunsch begreiflich zu machen.

Und nun war dieser Wunsch plötzlich erfüllt worden, der dumme Lajos aber hatte wieder nicht die Courage, die gute Gelegenheit auszunützen. Da stand sie neben ihm, die heimlich Begehrte, mit sichtlich verdrossenem Gesichte, noch erhitzt vom Schrecken. Das sah er recht deutlich — wie er so hinüber-

schiele, während sie sich mit dem plötzlich verknöteten Bande ihres Mieders zu schaffen machte.

Ja — die Kosi trug schon ein Mieder, und das hatte wahrlich genug zu thun, seiner Bestimmung nachzukommen. Es war „ganz erfüllt von seinem Beruf“ könnte man sagen. Der Lajos hatte Das nie so gut gemerkt wie jetzt, da er es mit den beiden gesunden Augen und mit seiner Hand wahrgenommen hatte, daß ein Jahr seit der Firmung der Kosi vergangen war und gut ein halbes Jahr, seit er sie zum letzten Male gesehen.

„Laß uns jetzt die Wäsche holen!“ sagte der Bursche; er hoffte nichts mehr von der jetzigen Situation. Die Kosi schaute ihm nach, da er sich schon abgewendet hatte, dann lächelte sie eigenthümlich und ging ihm langsam nach.

Gestern erst hatte ihr die Mutter gesagt, daß der Lajos eine gute Parthie wäre und daß er ein Auge auf sie geworfen habe und wie es auch ganz gut gewesen sei, ein paar Monate lang die Spröde zu spielen. Deshalb sah das Mädchen dem langen Knaben mit so spöttischen und doch so begehrliehen Augen nach, wie er über den Hof stetzte und in der Küche verschwand. Gleich hinter ihm trat sie ein.

Dort standen zwei handfeste Weiber am Trog. Lajos wurde sichtlich verwirrt in der Waschküche; er stierte auf die jungen Weiber, die im Schweiß ihrer Leiber hier im Dienste der Sauberkeit sich mühten, und von deren Nacken die Schweißtropfen niederrannen. Ihm wurde heiß bei dem Anblicke dieser dampfenden Frauennacken und er bückte sich nur mechanisch — immer „das Weib“ vor sich — nach dem mächtigen Korbe, in welchem die Wäsche aufgethürmt war. Da beugte sich neben ihm der Kopf der Kosi nieder und mit kräftigem Arm half sie ihm den Korb heben. Langsam gingen sie in den Hof hinaus; dort reiheten sie eintüchtig die Leinentücher an einander und fanden sich endlich in dem äußersten Winkel des lattenumzäunten Raumes. Lachend bemerkte das Mädchen, daß sie jetzt gar gut verbarrikadirt wären — und immer öfter fand sie Gelegenheit, die zitternden Hände des Burschen zu berühren. Bald brauchte sie eine Klammer, bald mußte er ihr eines der Wäschestücke besser ausringen helfen; dann wieder fiel ihr Zopf ihr zu sehr in den Nacken oder stach sie eine Fliege, die sie zu einer heftigeren Bewegung nöthigte.

Mit Vergnügen sah sie, daß sein Benehmen immer listiger wurde, daß sein Auge mit wachsender Gier auf ihr ruhte und daß er ganz in ihre Betrachtung versunken, vergaß, sich noch weiter nützlich zu machen. Der Mensch war aber doch zu dumm — und noch etwas machte ihr einen Strich durch die Rechnung: — der sonderbare Umstand, daß ihr Hemd saun noch allzu neu war. Vorhin hatte sie ihn, eine echt weibliche List anwendend, eingerissen, hoffend daß der Riß in einem Liebes-Scharmützel sich erweitern würde. Dies trat nun nicht ein und damit auch die Reizung nicht, welche sie beabsichtigt hatte, um diesen in Sachen der Liebe so tölpelhaften Jungen zu einer entscheidenden Handlung zu drängen. Das letzte der Leinentücher lag auf dem Grunde des Korbes und noch hatte er nichts gewagt — da fiel ihr ein letztes Mittel ein.

Auffschreiend hielt sie mit dem Entfalten des Wäschestückes inne.

„Was hast Du?“ fragte Lajos, erschrocken aus seinen Betrachtungen auffahrend.

„Eine Ameise! eine Ameise kriecht mir am Halse!“ jammerte sie leise und beugte sich zu ihm hin.

Natürlich verstand er ihre Aufforderung und spähte eifrig nach dem Insekt, das sie ängstigte. Während er sorgfältig und blöde auf ihren Hals sah und mit zögerndem Finger ihre Hemdkrause auseinanderbog, hatte sie geschickt den Riß weiter geschlizt und da er nun bei ihrer rechten Schulter angelangt war, küftete sich unmerklich, durch ihre geschickte Bewegung dazu gezwungen, langsam das starke Hausgewebe, das so spröde gethan hatte. Und während Kosi ihren Kopf mit den halb-

geschlossenen Augen zurückbog und ihre Hände gegen seine Schultern stemmte — that der Lajos einen tiefen Seufzer. Einen Augenblick starrte er noch wie ein Trunkener auf ihre runden Schultern, auf den schlanken schönangefesteten Hals und auf das Grübchen darunter, um dann den Blick weiter wandern zu lassen auf zwei schwellende blasse Hügel, welche sich unter ihren tiefen Athenzügen hoben und senkten und deren jeder mit einer rosigen Knospe gekrönt war, welche aus dem Rande des Mieders hervorlugte. Dann schloß Lajos die Augen; wie ein Träumer streckte er seine Hände nach dem aus, was er soeben gesehen und erst als er den Busen Kosis unter seiner Berührung zurückweichen fühlte, öffnete er die Augen wieder, um — jetzt erinnerte er sich plötzlich, was er eigentlich hier zu thun hatte — mit Hast, ach wirklich, mit unverständiger Hast nach der Ameise zu suchen; doch, wie genau er auch forschte mit Augen und Händen — die freilich flimmerten und zitterten — er konnte die Gesuchte nicht finden. Die Kosi aber lehnte, endlich befriedigt von den Resultaten ihrer Taktik, matt an der Planke und wehrte den erhitzen Burschen ab.

„Laß mich, Kosi —“ bat er — und hatte fast Thränen dabei in den Augen — „laß mich noch schauen.“

Sie aber zog das Hemd bis dicht unter das Kinn und meinte lachend:

„Geh, Du bist sehr ungeschickt, Dich könnte man nicht einmal zum Manne, vielweniger zum Liebhaber brauchen.“

Dabei schüttelte sie ihre Röcke zurecht und ordnete ihr Haar. Der Lajos aber wußte plötzlich, daß er doch wieder dumm gewesen war, denn es fiel ihm ein, daß er gar nicht überall gesucht hatte. Mit dieser Erkenntniß aber war ihm auch die Courage gekommen. Er war plötzlich ein wirklicher Mann geworden — der einundzwanzigjährige Tolpatsch — aber er war ein ehrlicher Bursche; daher begnügte er sich damit, die Kosi so fest an sich zu pressen, daß ihr Mieder mehr als je in Gefahr war zu bersten und ihr in's Ohr zu sagen:

„Schau, Kosi! jetzt endlich hab' ich Dich verstanden. Versuch's nur, ob ich nicht doch Dein Mann sein könnte — zum Liebhaber bin ich nicht geschickt genug, das hab' ich eben bewiesen. Laß uns in vierzehn Tagen heiraten und dann such' ich weiter nach der Ameise.“

\*

Und sie heirateten, wenn auch nicht just in vierzehn Tagen. Daß Lajos die Ameise schließlich doch gefunden hat, daran ist nicht zu zweifeln.

## Pathologisches.

Madame ist immerfort so leidend,  
Zu Schanden wird der Aerzte Wis.  
Keine Medizin will helfen,  
Man weiß nicht wo des Uebels Sitz.

Da wurde denn zu ihr berufen  
Ein Frauenarzt gar hochberühmt!  
Der untersuchte sie und sagte  
Zum Gatten dann ganz unverblümt:

„Die Arznei, die hier wird helfen,  
Verordne ich nur mittelbar. . .  
Denn Ihnen muß ich receptiren  
Quantum satis caviar!“

Pol dor.

# Die Wonne.

Novellette von **Satanello.**

## I.

**A**mélie Weisenthal, die schon seit anderthalb Jahren verheirathet, in gewissen Dingen aber noch naiv war wie ein Bäckfisch, sprach eines Tages zu ihrer Freundin, der Frau von Lilienbrunner, die seit sechs Jahren verwittwet war und die Dreißig hinter sich hatte, folgendermaßen:

— Als ich noch Mädchen war, habe ich so wunderbare Dinge über die Freuden der Liebe gehört, daß ich mit sechs- zehn Jahren nichts sehnlischer wünschte, als mit einem Schlage zwanzig Jahre alt zu sein und sogleich zu heirathen.

In den Augen der Frau von Lilienbrunner funkelte ein Strahl seliger Erinnerung auf und sie sprach mit einem tiefen Seufzer:

— Wirklich, meine Liebe? Ach, ganz mein Fall!

— Ich wäre gern dem Manne entgegengeflogen, der berufen war, mich zu seiner Frau zu machen und als Leonhard sich ein Jahr später mit mir verlobte, bin ich — wie man zu sagen pflegt — vor Freuden „schiefer aus der Haut gefahren.“

— Ach, ganz wie ich!

— Ich war die ungeduldigste Braut der Welt. Gern hätte ich aus meinem Leben das entsetzlich lange halbe Jahr weggeschenkt, welches meiner Hochzeit vorausging. Ich glaubte an der Schwelle des Paradieses zu stehen, dessen Schlüssel mein künftiger Gatte verwahrt, und daß in dem Augenblicke, da ich in dieses Paradies gelangen werde, ein Meer von Wonne auf mich eindringen werde . . .

— Nun, und? . . . fragte Frau von Lilienbrunner mit zurückgehaltenem Athem.

— Nun . . . und nichts.

— Wie? Nichts? rief die Andere überrascht. Dann, nach kurzem Nachdenken fügte sie hinzu: Aha, ich verstehe. Aber dann, später . . .

— Sie täuschen sich, meine Theure. Auch später nichts; bis auf den heutigen Tag nichts.

## II.

Frau von Lilienbrunner schlug die Hände zusammen und rief mit jenem Erstaunen, dessen unter solchen Umständen nur eine Frau fähig ist, die alle Wonne der Liebe mit vollen Zügen genossen hat:

— Unmöglich! Sie sind seit anderthalb Jahren Frau und sollten die Wonne der Liebe nicht kennen?

— Sie sind mir völlig fremd.

Frau von Lilienbrunner schüttelte ungläubig das Köpfchen.

— Sollten Sie niemals jene Seligkeit empfunden haben, die betäubender ist als jeder Trunk, die jede Faser unseres Leibes durchdringt? jenen Taumel, der uns den Verstand raubt, der uns schier tödtet, daß wir keinen andern Laut hervorbringen vermögen, als einen ersterbenden Seufzer? Wie, meine Theure: Sie haben noch nicht geweint und gelacht, gezuckt und gebissen zugleich?

— Aldies ist mir unverständlich; ich muß vielmehr gestehen, daß Dasjenige, was Sie so hoch preisen, theure Freundin, in mir nur ein Gefühl des Ekels und nicht des Verlangens hervorgebracht hat.

— Unbegreiflich! wiederholte Frau von Lilienbrunner, indem sie ihre Blicke mitleidsvoll auf Amélie ruhen ließ. Es gibt Frauen, — fuhr sie dann fort — die gar keine Frauen sind, sondern Eiszapfen in Frauengestalt, die selbst im Feuer der Liebe nicht schmelzen. Diesen ist es versagt, die Wonne der Liebe zu genießen; gleich den Kegern sind sie aus dem Himmelreich ausgeschlossen. Sollten auch Sie zu diesen bedauernswerthen Geschöpfen gehören, meine Theure?

Amélie haschte erschrocken nach der Hand ihrer Freundin und sagte naiv:

— Vielleicht haben Sie Recht, liebste Freundin; aber ich habe noch nichts Absonderliches an mir wahrgenommen, — wenn nicht das Eine, daß ich oft unter einer ganz leichten Bettdecke vor Hitze zu vergehen glaube.

— So? rief Frau von Lilienbrunner — und in ihrem Antlitz malte sich jene Freude, wie sie nur der Priester empfinden kann, dem es gelungen, eine Seele der Verdammniß zu entreißen. So? dann ist's gut; ich werde Alles ausfindig machen.

Jetzt wurden im benachbarten Salon Schritte vernehmbar; Amélie legte einen Finger an die Lippen und sagte:

— Still! Mein Mann . . .

Herr Weisenthal trat ein. Er war ein wenig klein, ein wenig kahl, im Gesichte matt und verlebt, im Ganzen ein Mann vom Schlage Jener, welchen Cyprienne in Sardou's „Divorçons“ zuruft: „Für Sie, meine Herren, ist die Ehe ein Invalidenhaus, für uns ist sie der Beginn eines Feldzuges.“

## III.

Eine Woche später erschien Frau von Lilienbrunner bei ihrer naiven kleinen Freundin mit folgenden Worten:

— Morgen fahre ich auf mein Landgut Lilienbrunn hinaus. Hätten Sie nicht Lust, einige Tage mit mir daselbst zuzubringen?

Amélie nahm die Einladung mit Freuden an und am folgenden Tage befand sie sich schon auf dem Landgute ihrer Freundin. Sie gewann das Landleben bald so sehr lieb, daß sie eines Abends — sie saß mit ihrer Freundin auf der schattigen Veranda — begeistert ausrief:

— Ach, meine Theure, die beste Gesellschaft ist doch die Natur! Die Bäume! die Vögel! die Blumen! . . . Diese sind niemals langweilig . . .

— Und doch fehlt etwas, was uns Frauen immer das Wichtigste bleibt.

— Ei, was denn?

Frau von Lilienbrunner nahm von einem Blatte des wilden Weines, welcher die Veranda umrankte, einen Johannis-käfer, legte ihn in ihre offene Hand und sagte:

— Nun, die Männer.

Amélie lächelte geringschätzig.

— Jawohl, die Männer, wiederholte die Hausfrau, indem sie wonnig zusammenschauerte, — jene großen Johan-

niskäfer, deren bloßer Anblick einen süßen Schauer in uns hervorbringt.

Dabei ergriff sie den Käfer, der die Spitze ihres Mittelfingers erreicht hatte und legte ihn wieder in ihre hohle Hand.

Amélie, welche dieses Spiel unbegreiflich fand, sagte in gleichgültigem Tone:

— Was mich betrifft, theure Freundin, so sehne ich mich nach der Anwesenheit meines Gatten so wenig wie nach jenem Käfer, den Sie nun schon zum zehnten Male über Ihre Hand laufen lassen.

Frau von Lilienbrunner schloß die Augen und brach das Gespräch hier ab. Zwei Stunden später aber, als Beide schon zu Bett gegangen waren, klopfte sie an die Thüre des Schlafgemaches ihrer Freundin.

— Erschrecken Sie nicht, Liebste, ich bin's!

— Ah, Sie sind's! rief Amélie aus dem ersten Schlafe auffahrend. Was gibt's? Ist etwas vorgefallen?

— Nichts ist vorgefallen; aber Ihr Mann ist angekommen.

— Mein Mann?

— Ja. Ich werde die Dienerschaft wecken und ihm die Gaststube öffnen lassen.

— Unnöthige Mühe! Eine Nacht wird er wohl hier auf dem Canapé schlafen können.

— Gut denn. Zünden Sie Licht an!

Amélie streckte die Hand aus und begann auf dem Nachtkästchen zu suchen.

— Ich finde keine Zündhölzchen, sagte sie nach einer Weile.

— Auch ich kann die meinigen nicht finden. Thut nichts; Ihr Gemahl wird sich schon im Dunkel zurechtfinden. Gute Nacht!

— Gute Nacht!

— Da unsere Zimmer an einander stoßen, — fügte die Hausfrau lachend hinzu — so will ich Ihnen noch sagen, daß ich einen tiefen Schlaf habe und nichts sehe, noch höre, wenn ich einmal zu Bette bin.

— Ach, es gäbe auch nichts zu hören. Leonhard pflegt allsogleich einzuschlafen und ich meinerseits schlafe schon jetzt.

#### IV.

Als Amélie am andern Morgen ziemlich spät, mit dem schneeweißen Peignoir bekleidet und einem koketten Häubchen auf dem lieblichen blonden Kopfe ihr Schlafgemach verließ, fand sie ihre Freundin auf der Schwelle.

— Guten Morgen, Liebste! Wie haben Sie geschlafen?

Statt aller Antwort nahm Amélie sie bei der Hand und zog sie in eine dichte Laube des Gartens, die Beide völlig verdeckte, wie ein verliebtes Paar, das die Einsamkeit sucht.

— Was soll Das bedeuten? fragte Frau von Lilienbrunner erstaunt.

Amélie sank an ihre Brust und hauchte kaum vernehmbar:

— Ach, meine Theure, Sie hatten Recht: welche Wonne! . . .

Und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Frau von Lilienbrunner aber schloß sie zärtlich in ihre Arme und sagte:

— Wie? Also doch?

— Hier muß eine zauberische Würze in der Luft liegen, die wir in der Stadt nicht kennen. Ach, wenn wir doch immer hier wohnen könnten! . . . Ich schwöre Ihnen, meine Theure, daß ich . . . gebissen habe.

Die Hausfrau fragte lächelnd:

— Wegen der Luft? . . .

— Ich weiß nicht, erwiderte Amélie mit zitternder Stimme; aber ich fühle, daß ich ihn erst seit heute eigentlich liebe. — Dann fügte sie im Tone der gekränkten Gattin hinzu: Denken Sie sich: als ich erwachte, fand ich ihn nicht mehr an meiner Seite. Wo bleibt er nur so lange?

Hinter ihnen entstand jetzt ein Geräusch im Laubwerk.

Amélie wandte sich um. Zwischen den auseinander geschobenen Büschen, im grünen Rahmen des Laubwerks und von den Strahlen der Morgensonne umflossen, stand ein großer, breitschulteriger, brauner junger Mann und wie er den Hut zum Gruße lüftete und sich tief verneigte, hafteten seine Augen in liebevoller Zärtlichkeit auf Amélie.

Diese erröthete vom Scheitel bis zur Zehe und ihr Herz pochte zum Zerspringen.

— Mein Nefse Paul! sagte Frau von Lilienbrunner, den jungen Mann vorstellend. Ich vergaß Dir zu sagen, meine Theure, daß er gestern Abends angekommen ist.

Und während Paul näher trat und sich auf die Hand Amélie's herniederbeugte, entfernte sich die Hausfrau rasch aus der Laube, nachdem sie einen zufriedenen Blick auf die Beiden geworfen.

#### V.

Abends saßen sie in der lauen Sommerluft wieder in der Veranda — diesmal zu Dreien.

— Oh, meine Damen! rief Paul; welche Wonne verbreitet ein solcher Sommerabend!

Und als er dann einen Augenblick sich abwandte, um von den Weinblättern einen leuchtenden Johanniskäfer zu nehmen, neigte sich Amélie rasch zu ihrer Freundin, preßte ihre Hände und flüsterte ihr in entzücktem Tone ins Ohr:

— Dank! Tausend Dank!



## ONBONNIÈRE.

#### Eheliche Eintracht.

— In letzter Zeit lebst Du in auffallender Eintracht mit Deinem Manne?

— Seitdem ich mit seinen Freunden bekannt worden bin.

\*

#### Ein seltsamer Wunsch.

— Mama, ich möchte in den Himmel!

— Warum denn, meine Tochter?

— Man sagt, die Ehen werden im Himmel geschlossen.

\*

## Nur für Natur.



— Aber Herr Lehmann! Sie machen mir den Hof, anstatt mich im Zeichnen zu unterrichten. Was soll ich Mama sagen, wenn sie die leere Mappe sieht?

— Sagen Sie ihr, daß wir im Herbst Hochzeit machen und sie wird zufrieden sein.



— Was machen Sie so allein in diesem Gebirgshôtel, schönes Kind?

— Ich bin hier als reisende Alist ange stellt, um die Touristen anzulocken.

— Und langweilen Sie sich nicht?

— O schrecklich! Ich warte nur, daß ein reicher Naturfreund mich entführe. Wollen Sie?

### Eine Folgerung.

— Wie habt Ihr Euch im Walde unterhalten?

— Vortrefflich! Rudolf ist ein sehr geistreicher Mann.

— Ja; ich sehe, daß er Dich ganz außerordentlich amüsiert hat...

— Woran siehst Du das?

— An Deiner zerknitterten Robe.

### Wenn Einer taub ist.

— Es ist ein Malheur, daß der arme Großpapa stocktaub ist!

— Er leidet doch schon lange an dem Gebrechen.

— Freilich; aber jüngst hat er mich in arge Verlegenheit gebracht.

— Wieso?

— Ich sprach mit meinem Mann darüber, daß der Storch noch immer unser Haus meidet, obgleich wir schon drei Jahre verheiratet sind. Der gute Großpapa meinte, daß wir über die Arbeiter-Unruhen sprechen und warf dazwischen: „Da bleibt nichts Anderes übrig, als das Militär zu Hülfe zu rufen.“

### Eine Distinktion.

— Was ist der Unterschied zwischen Backfisch, Mädchen und Frau?

— Laß' hören!

— Der Backfisch schwärmt und täuscht sich; das Mädchen kokettiert und täuscht; die Frau ist scheinheilig und wird getäuscht.

### Das Pfand.

— Mein Fräulein! Empfangen Sie diesen Blumenstrauß als Unterpfand meiner Liebe!

— Gut; aber Sie erhalten keinen Vorschuß darauf.

\*

Nicht deutlich genug.

— Fräulein, ich liebe Sie!

— Bedauere sehr; mein Herz ist nicht mehr frei.

— Sie wollen also nicht meine Frau werden?

— Oh, das ist etwas Anderes. Warum sprechen Sie nicht deutlich?

### Der Bulen einer Mutter.

Das Beutelthier ist von der Natur mit einem Sack ausgerüstet, der ihm gestattet, seine Kinder stets mit sich zu führen. Ich kenne dagegen Mütter aus der besten Gesellschaft, die sich beeilen, ihre Kinder zu verheirathen, nur um sie nicht immer mit sich herumschleppen zu müssen. Es gilt sogar als Axiom, daß es ein Zeichen höchster Weisheit bei einer Mutter sei, sich in das nicht einzumengen, was ihre verheiratheten Kinder thun und sie in guten und schlimmen Verhältnissen sich selbst zu überlassen.

— Wenn man Mutter bleiben will, wird man eine unerträgliche Schwiegermutter, sagte mir eines Tages eine geistreiche Frau.

\*

Die Baronin von Pincemaille besitzt offenbar die Tugenden des Beutelthieres; allein, wenn ihre Thüre allezeit offen steht, um ihre Tochter aufzunehmen, die an den eifrigsten der Männer und an den betrogensten der Ehegatten verheirathet ist, so glaube ich nicht, daß dieser Zufluchtsort auch immer der sicherste sei für die Ehre und das Glück ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes.

Sie hält ihre Thüre offen; aber sie empfängt zugleich

die trostlosen Briefe des Gatten, der sich beklagt, und die verzweifelten Lamentationen der Tochter über die Tyrannei des betrogenen Gatten.

Die gute Mutter, die zugleich eine vortreffliche Schwiegermutter sein will, nimmt von beiden Seiten vertrauliche Geständnisse entgegen, weint mit ihrer Tochter, weint mit ihrem Schwiegersohne und treibt die Unparteilichkeit so weit, Leute bei sich zu empfangen, die sich über Tochter und Schwiegersohn lustig machen.

\*

Neulich stürmte ihre Tochter, die Gräfin Maigrot, wieder einmal zur Thüre herein und warf sich an den Busen der Mutter, der beträchtlich voll ist, ohne Zweifel um dem Sack des Beutelthieres zu gleichen.

— Ach, Mama! rette mich! Mein Mann will mich tödten!

— So? Was gibt es denn schon wieder?

— Er ist auf den Vicomte Pellerin eifersüchtig.

— Und er hat Grund dazu?

— Nun ja . . .

— Gut, ich werde Dich retten. . . . Später werde ich Dir Moral sagen.

Dieses Zwiegespräch wird durch ein heftiges Läuten an der Hausglocke unterbrochen.

— Das ist er! ruft die kleine Frau zitternd.

— Geh' in jenes Zimmer; er wird es nicht betreten, ich schwöre es Dir.

Diese Vorsicht war überflüssig; es kam nicht der Gatte, sondern der Urheber des häuslichen Zwistes, der Vicomte Pellerin. Suchte auch er Zuflucht im Sack des Beutelthieres? Oder kam er einfach, um hier mit der schönen Gräfin eine Zusammenkunft zu haben, wie es schon öfter der Fall gewesen? Thatsache ist, daß sein Erscheinen bei Mutter und Tochter nur sehr geringe Ueberraschung verursachte. Letztere empfing ihn mit den Worten:

— Armer Freund! Mein Mann hat Verdacht! . . .

— Fürchten Sie nichts! Ich werde Sie vertheidigen!

— Er wird kommen!

— Umso besser! Er wird mich zur Stelle finden!

— Im Gegentheil: er darf Sie nicht hier finden, sagte die vortreffliche Mutter. Das wäre ein Skandal!

— Gehen Sie fort! fügte die Gräfin hinzu.

— Was? Ich soll fliehen? Nimmermehr!

\*

Es war übrigens zu spät zur Flucht. Die Glocke ertönte von neuem und diesmal war es wirklich der Gatte, den sie ankündigte. Die Mutter hatte knapp Zeit, ihre Tochter und den Vicomte in ihr Zimmer zu drängen, (wobei sie natürlich nicht daran denken konnte, ihnen ein vernünftiges Verhalten zu empfehlen) und dem Vicomte die Thüre ihres Toilette-Zimmers zu zeigen, durch welche er im Nothfall entkommen konnte. Einstweilen durfte er horchen.

Der Gatte tritt wüthend ein.

— Meine Frau!

— Sie ist da, aber Sie können sie nicht sehen.

— Ich kündige Ihnen an, Madame, daß ich unverzüglich auf Scheidung klagen werde.

— Aber Schwiegersohn! dieser Skandal!

— Ich will nicht, daß man sich über mich lustig mache!

— Sind Sie denn sicher . . .

— Ich habe Beweise in Händen.

— Nun, und wenn dem wirklich so wäre? Wenn mein armes Kind, das Sie vernachlässigen, das Sie hart behandeln, in einem Augenblicke der Verzweiflung einem Tröster, der darum noch nicht ihr Geliebter ist, Gehör geschenkt hätte? Ich

selbst habe hier oft den Vicomte Pellerin gesehen und kann Ihnen versichern, daß . . .

Der Gatte fuhr betroffen auf und rief mit erbleichenden Wangen:

— Wie? der Vicomte Pellerin auch?

Jetzt war an der zärtlichen Mutter die Reihe, erschrocken zusammenzufahren.

— Ist nicht er Derjenige, den Sie verdächtigen?

— Er nebst manchen Anderen

— Mein Schwiegersohn!

Die Baronin richtete entsetzte Blicke auf die Thüre ihres Schlafzimmers. Der wüthende Gatte aber fuhr fort:

— Hat sie Ihnen denn nicht mitgetheilt, worüber wir soeben eine furchtbare Auseinandersetzung hatten? Ich habe ihre Korrespondenz mit dem General B. und die an sie gerichteten Briefe des Herrn von B. gefunden. Vom Herrn Vicomte Pellerin habe ich noch nichts gefunden. Sie haben mir zu den zwei Liebhabern noch einen dritten genannt: ich danke Ihnen, Madame.

\*

Ob der Dritte, in diesem Augenblicke anwesend, auch der Glückliche unter den Dreien war? Das ist schwer zu sagen. Doch verlor er kein Wort von diesen Enthüllungen, und die Mutter, welche dieselben herbeigeführt hatte, sagte sich im Innern, daß es nun gelte, allen Scharfsinn aufzubieten.

Das that sie denn auch; sie löschte mit ihren Thränen die hell lodernde Flamme des ehelichen Zornes; sie wiederholte dem Schwiegersohne so lange, daß sie vor Gram sterben würde, bis er selbst sie ermunterte, nur weiter zu leben, ihr die Augen trocknete und in gerührtem Tone sagte, daß er bereit sei, den Skandal zu vermeiden, wenn die Neue und die gute Aufführung seiner Frau ihm für die Zukunft Beruhigung gewähren würden.

— Nur Ihnen zuliebe würde ich es thun, Madame; denn sie, die Unglückliche, verdient eine solche Mutter gar nicht.

Die Baronin öffnete nun die Thüre ihres Schlafzimmers, rief ihre Tochter herbei und sagte:

— Dein Mann willigt ein, keinen Lärm zu machen; trachte seiner Großmuth würdig zu sein.

Die schuldige Frau schien von der Wucht ihrer Schande zu Boden gedrückt; es war vielleicht weniger deswegen, was sie durch die Thüre gehört hatte, als deswegen, was man ihr hinter der Thüre ins Ohr geflüstert hatte.

Ihre reuige Haltung befestigte den Mann in seiner Nachsicht und die beiden Gatten entfernten sich im nämlichen Wagen.

Als die Baronin ihre Tochter zum Abschied küßte, sagte sie ihr leise:

— Das soll Dir eine Lehre sein! Künftig sollst Du mir nichts verhehlen. Warum vertraust Du auf Schubfächer, die man öffnen, die man sprengen kann? Der sicherste Zufluchtsort ist doch der Busen einer Mutter. Die Moral werde ich Dir ein anderes Mal sagen.

\*

Als das Ehepaar fort war, eilte die Baronin in ihr Schlafzimmer, um den Vicomte Pellerin zu befreien. Doch dieser hatte sich schon über die Bedientenstiege davon gemacht, wahrscheinlich ohne das Ende der Auseinandersetzung abzuwarten. Er hatte schon zu viel gehört.

— Ach, der Mensch hat sie nicht einmal geliebt! rief die Mutter entrüstet aus.

Louis Albad.

## Die Burgruine.

Im sicheren Versteck uralter Eichen  
Steht die Ruine schwarz vom Zeitenlauf;  
Die Säulenhalle, einst im Wappenschmuck,  
Die stolzen Bogen auch: ein Trümmerhauf.  
Und wenn in lauer, duft'ger Sommernacht,  
Im Mondeslichte zittert der Epheu,  
Gespensterhafte Stimmen werden laut,  
Die heil'ge Stille störend im Gebäu.  
Der späte Wand'rer bleibt betroffen steh'n,  
Hört schwere Seufzer durch die Lüfte weh'n,  
Gleich eines Dämons jammervoller Klage,  
Der büßet hier in Eisenfesseln schwer.  
Dann wieder streicht ein Flüstern zart und leis  
Durch's Eichenlaub, so dicht, so kühl und hehr;  
Und wenn's zeitweilig stille ist's geworden,  
Hört man ein Aechzen, Stöhnen an dem Ort;  
Der fromme Landmann hört's mit stummem Schauer,  
Bekreuzigt sich und eilet rasch hinfort.

\*

Doch lastet auf dem Steingeröll kein Fluch,  
Kein Dämon büßet hier in Fesseln schwer.  
Und wenn das Morgenroth mit Purpurlicht  
Bestreut das Land, die Berge und das Meer,  
Der Blumen Kelche neigt der frische Thau:  
Dann regt sich etwas in dem öden Bau.  
Ich täusche mich vielleicht, doch scheint es mir:  
Der junge Graf steigt auf der einen Seit'  
Ein Liedchen pfeifend von der Burgruine'  
Und auf der andern Seit' die dralle Greth'  
Mit nackten Beinen und mit leichtem Sinn.

P. L.

(11)

## ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.



„Werde ich mein Glück machen? hatte sie den sprechen-  
den Tisch des Doktors Jaicza-Cabardès gefragt.

— Ja. Auf dem Meere.

— In Monte Carlo?

— Nein.

— Wo denn?

— Auf dem Meere.

Diese Antwort, ohne nähere Erläuterung, versetzte die  
Marchisio in eine tiefe Verwirrung. Auf dem Meere? Mußte  
sie sich einschiffen? irgend einen Seehandel beginnen?

— Wie denkst Du darüber? hatte sie ihren Sohn gefragt.

— Daß der Tisch sich über Dich lustig gemacht habe.

Sie hatte Lust, ihren Sohn zu ohrfeigen, aber sie wollte  
ihrer „Schwiegertochter“ kein schlimmes Beispiel geben.

Merkwürdig genug: die Marchisio, die in London,  
Petersburg und Berlin den ganzen Schwindel der Hellscher  
durchschaut und bei ihren Fopperieen oft genug Helfershelfer-

dienste geleistet hatte, glaube an die tanzenden Tische, an die  
Geisterbeschwörer und Wahrsager. Sie war ganz entzückt, als  
der Doktor Jaicza-Cabardès ihr unter dem Siegel der Ver-  
schwiegenheit anvertraute, daß einer seiner vertrauten Freunde  
eine Roulette-Bank auf offener See halte. Das Schiff verkehre  
zwischen Biarritz und San Sebastian. Jeden Tag kommen die  
Spieler auf Barken aus Frankreich und Spanien. Einige  
derselben wohnen sogar an Bord. Schon Mancher, der im  
Angezicht von San Sebastian zum Spaß einen Louis riskirte,  
hat bis zur Ankunft in Saint-Jean-de-Luz die Bank gesprengt.

Schon am folgenden Tage reiste die Marchisio mit Paul  
und Loulou ab, welch' Letztere in Folge des Verschwindens  
Lopold's verwittwet — wenn auch nicht ganz verwittwet —  
worden war.

Es war eine schöne Parthie! Der grüne Tisch war  
gewöhnlich im Kielraum aufgestellt; zuweilen, bei schönem  
Wetter, auf dem Verdeck, unter einem Zelt. Es gab da viele  
Goldstücke und Bankbillets; Schwindler jeder Gattung, alte  
Cocotten, ungetreue Kassierer stellten das Spielerpublikum.  
Es gab nur einen Uebelstand: den Sturm; wenn ein Windstoß  
kam, war es nicht leicht, unter den vielen Händen seinen Einsatz  
zu retten.

Die Marchisio miethete zwei Lagerstätten in der nämlichen  
Cabine, die so groß war wie ein Taubenschlag: eine für sich  
und eine zweite für Paul und Loulou. Aber sie hatte kein  
Glück im Spiel; ihr Geld war bald fort und dann kam die  
Reihe an die Werthsachen.

— Teufel! Teufel! sagte Loulou, als sie dieses Miß-  
geschick sah.

— Gib mir Deine Ohrgehänge! war die Antwort  
der Marchisio.

Es war ein Croupier da, ein trefflicher Mann, der  
Juwelen belehnte und nicht mehr Zinsen nahm als irgend ein  
Wucherer des Festlandes. Nach den Ohrgehängen kamen die  
Ringe, die Armbänder und Colliers an die Reihe. „Ich habe  
auch noch ein Kleid, sagte Loulou; nimm es nur; aber Du  
wirfst Paul damit erzürnen, denn er ist ziemlich eifersüchtig.“  
Und als sie kein Gold mehr hatten, sah sie der Bankhalter  
mit scheelen Augen an; man sprach davon, sie ans Land zu  
setzen und für die Kabine-Miethe ihre Koffer zurückzubehalten.  
Aber, da hatte Loulou eine Idee; sie wird Konzerte geben.  
Dies schmeichelte dem Patron. Ein Kasino an Bord haben!  
das war mehr, als er hoffen durfte. Von da ab zählten sie  
zum Hause d. h. zum Schiffe, und erhielten Logement, Ver-  
pfllegung, Alles was sie brauchten. Man gab sogar der Marchisio  
hie und da ein Fünftausendstück, wenn sie versprach, damit zu  
spielen. Sie spielte damit, verlor es und Alles war in Ord-  
nung. Auch eine andere Hilfsquelle ward gefunden. Auf den  
Rath der Marchisio empfing Loulou in der Kabine Besuche,  
während Paul auf dem Verdeck ahnungslos seine Zigarrette  
rauchte. Kurz, man hätte vielleicht so viel zusammengebracht, um  
die Rückreise nach Paris auf der Eisenbahn bezahlen zu können;  
allein, sobald einige Louis da waren, warf die Marchisio sie  
auf den Spieltisch. Jetzt holte sie sich gar aus den Sternen  
durch des Fernrohr Rath für ihr Spiel und dieses System  
glückte ihr genau so gut wie das andere.

— Poreo Dio! rief sie eines Tages aus, als sie wieder einmal am Fernrohr stand.

— Was gibt's? fragte Paul, indem er an der Seite Loulou's ein wenig den Kopf erhob.

Er wußte, daß seine Mutter nur bei ganz außerordentlichen Vorkommnissen ihre niedrigen italienischen Plätze hervorholte.

— Komm doch, Paul! Und du auch, Loulou! Ihr könnt Euch morgen schnäbeln!

Es war in der That etwas Außerordentliches, Unbegreifliches geschehen. Das Fernrohr war auf seinem Gestell herabgeglitten und hatte sich nach der nahen spanischen Küste gerichtet und dort hatte die Marchisio in der hellen Nacht, auf der Terasse eines Hauses . . .

— Doch nein! Ihr werdet mir nicht glauben! Schauet selber! . . .

Und sie überließ ihren Platz am Fernrohr ihrem Sohne Paul, während Loulou schwerfällig aus der Hängematte stieg, mit beiden Händen ihr offenes Mieder und ihre hervorquellenden Brüste zusammenhaltend.

— Schau, schau, mein Oheim! rief Paul, indem er durch das Fernrohr blickte.

— Jawohl, Dein Oheim! sagte die Mutter.

— Aber er ist nicht allein!

— In der That, er ist nicht allein.

— Kennst Du das Weib, das an seiner Seite steht? Sapristi, ein schönes Mädchen!

— Wie, Leopold? Wo denn? In den Wolken?

— Es ist Herr von Roquebruffane, berichtigte Paul in strengem Tone.

Er wollte nicht, daß seine Mattresse in einem so vertraulichen Tone von Leopold spreche. Wenn er in Paris bei dem Marquis vorsprach, um Geld von ihm zu entlehnen, wählte er dazu immer eine Zeit, da er sicher war, Loulou Antoine bei ihm nicht anzutreffen. Letztere war sehr geschmeichelt von dieser Art Eifersucht und sagte sich: „der Kleine liebt mich aber sehr!“

Die Marchisio war sehr erregt über die Entdeckung, die sie durch das Fernrohr gemacht hatten.

— Ja, ja, Leopold mit seiner Schwester. Sie scheinen da zu wohnen; sie ergehen sich auf der Terasse ihres Hauses. Ich kenne sie wohl, die Kleine; habe ich sie doch noch im vorigen Jahr allmonatlich in Nemours besucht. Dann scheint ein Auftrag gegeben worden zu sein, daß man mich nicht in des Sprechzimmers einlasse. Sie gleicht erstaunlich ihrer Mutter, aber sie ist noch schöner. Ach, wenn ich eine Tochter hätte wie diese! Aber, ist sie denn aus dem Kloster fort? Hat sie ihren Bruder aufgesucht? Das hat man davon, wenn man Paris verläßt: man erfährt nichts Neues. Eine schöne Ueberraschung!

— Was kümmert es uns, daß Herr von Roquebruffane seine Schwester bei sich hat? fragte Paul.

— Du bist ein einfältiger Junge und verstehst nichts. Wenn Stephana mit ihrem Bruder ausgesöhnt ist, wird sie heirathen und Kinder haben; Leopold, von einer liebevollen, ihn verhätschelnden Familie umgeben, wird nicht ermangeln, zu Gunsten seiner Neffen und Nichten Testament zu machen

und wenn Loulou darauf rechnet, daß Du aus Deinem Erbtheil nach dem Onkel ihr ein Hôtel bauen wirst, so kann sie sich um ein anderes Obdach umschaun.

— Aber ich bin gar nicht verwandt mit Leopold! sagte Paul lachend.

— Was? nicht verwandt? Wer denn sonst, wenn Du nicht? War Gisela nicht meine Schwester? Hat sie nicht den General Roquebruffane geheirathet? Und bist Du nicht mein Sohn? Uebrigens: verwandt oder nicht, Du warst stets da, an seiner Seite.

— Ja, jede Woche entlieh ich fünf Louis von ihm.

— Richtig; indem er Dir Geld lieh, bereitete er sich vor, verpflichtete er sich gewissermaßen; er würde Dir sozusagen aus Gewohnheit sein Vermögen vermacht haben.

— Er ist gesund wie ein Fisch im Wasser.

— Du dauerst mich. Glaubst Du, ich hätte keine Erkundigungen eingezogen? Ich sandte ihm in unauffälliger Weise, unter gleichgiltigen Vorwänden mehrere mir befreundete Aerzte zu, so den Doktor Jaicza-Cabardès.

— Ei, Der wollte Geld von ihm borgen!

— Nun, das war doch der wahrscheinlichste Vorwand. Die Aerzte sagten übereinstimmend, er habe höchstens fünf Jahre zu leben. Die afrikanischen Fieber sind unerbittlich. Kurz: Alles ging vortrefflich. Wir wären reich geworden; Du wärest in die Diplomatie eingetreten, wo ich sehr wertvolle Bekanntschaften gemacht haben würde. Es war eine ganze Zukunft. Ich würde mit Loulou ein Hôtel im Quartier Monceau bewohnt haben. Das war mein Traum. Da muß diese Gans das Kloster verlassen und nun entgeht mir das Vermögen des Sohnes, wie mir das Vermögen des Vaters entgangen ist. Mit dieser Familie habe ich kein Glück.

Paul zuckte die Achseln und legte sich wieder in die Hängematte, wo Loulou inzwischen ihren Platz wieder eingenommen hatte.

Die Marchisio aber stieg zum Zwischendeck hinauf.

— Ich gehe spielen, brummte sie.

## VII.

Angeichts Stephana's, die so urplötzlich vor ihm aufgetaucht war, hatte Leopold sich bemeistert. Die Leidenschaft, die ihn verzehrte, sollte in ihm verschlossen, sollte ihr für immer unbekannt bleiben. Durch die äußerste Anspannung seiner Nerven nöthigte er sich die Ruhe auf. Indem er seine Schwester betrachtete, zu ihr sprach und sie hörte, war er der Bruder, der er sein mußte. Er antwortete ihr ohne Verlegenheit, sie sei ihm willkommen; er danke ihr für das Vertrauen, das sie zu ihm hatte; sie habe recht gehandelt, indem sie einen ungeliebten Mann nicht zum Gatten nehmen wollte. Madame Cardenac hätte nicht so hartnäckig auf ihrer Absicht bestehen sollen. Diese Flucht, diese plötzliche Ankunft bei ihm sei allerdings eine ungewöhnliche Sache; aber sie werden das wieder gutmachen. Sein Benehmen war erhaben. Ein solcher Sieg über sich selbst war ein Martyrium, war die Buße für alle seine Sünden. Als Stephana die Absicht äußerte, das Haus zu besichtigen, auf die Terasse hinauszugehen, welche sie bei ihrer Ankunft gesehen hatte und welche einen herrlichen Ausblick

auf das Meer gewährte, bot er ihr den Arm und fragte, ob sie nicht von der weiten Reise ermüdet sei. Dann, als die alte Magd eine Kerze in den Hand haltend, meldete, daß das Zimmer des „Fräuleins“ bereit sei, küßte er ohne jede Bewegung seine Schwester auf die Stirne.

Aber, er war entschlossen, nicht in diesem Hause zu übernachten; er wollte nicht in der Nähe dieses wehrlosen Schlafes, dieser zu Boden geglittenen Gewandung, dieses im Bette ruhenden Körpers bleiben.

Er sagte zur Magd: „Ich gehe fort; warten Sie nicht auf mich.“ Dann stieg er zur Herberge hinab, die am Fuße des Abhanges stand und ließ sich ein Zimmer geben.

Was hatte das Schicksal mit ihm vor? Was bedeutete diese Verfolgung der Vorsehung? Sein Complot gegen Sourdeval war eine Schlechtigkeit — zugegeben. Aber hatte er dasselbe nicht abgebüßt, indem er in seinem Entschuldigungsbriefe an Roger sich demüthigte? Was sollte diese Hartnäckigkeit des Verhängnisses? Was sollte diese plötzliche Ankunft Stephana's in dem weltverlorenen Häuschen, wo er Zuflucht gesucht und gefunden hatte? Wozu diese neuerliche Versuchung, die sich ihm darbot, wie eine reife Frucht den Zähnen eines Hungrigen? Er fragte sich, ob er nicht in Wahrheit berechtigt sei, das erschreckende Glück als erlaubt anzusehen, zu welchem der dunkle Wille des Geschickes ihn ermunterte? Er wollte zu ihr zurückkehren, sie aufwecken und ihr zurufen: „Ich bin's! Ich liebe Dich!“ Doch nein! Sein Gewissen ließ ihn die erhofften Liebkosungen als widerlich erscheinen. Seine natürliche Sittlichkeit empörte sich gegen die Blutschande, welche in den ersten Zeiten der Geschichte des Menschengeschlechtes geduldet war und welche sein Geschick ihm darbot.

Am Morgen war sein Entschluß gefaßt. Wenn seine Schwester darauf besteht, hier zu bleiben, wird er den Ort verlassen. Als junges Mädchen wird sie nicht allein da bleiben können. Frau Cardenac, durch ein Telegramm benachrichtigt, wird sie abholen; dann wird er abreisen, weit, weit, in ferne Länder, wo er das Eindringen einer neuen Prüfung in die Ruhe seiner Gewissensbisse nicht zu fürchten haben wird. Ja; er wird Stephana in einigen Worten verständigen, daß zwingende Gründe ihn nöthigen abzureisen — und Alles wird zu ende sein, nur sein Leid nicht.

Doch als er vor dem Hause anlangte, bot sich ihm ein so reizender, herrlicher Anblick dar, daß er in einer unwiderstehlichen Regung des Glückes lächelte.

### VIII.

Im Garten, in der klaren, frischen, von schwirrenden Vögeln und summenden Bienen bevölkerten Luft, stand Stephana in einem langen, weißen Kleide, das mehr Licht auf sich vereinigte, als alle anderen Gegenstände, schlank und stolz wie ein hoher Blumenstengel in einem Rasenparterre, die Hände voll mit Blumen; und als sie, durch das Geräusch seiner Schritte aufmerksam gemacht, sich zu ihm wandte, hatte sie, die Arme gegen den ein wenig gebeugten Hals erhebend, das Antlitz völlig in Rosen gebettet.

— Ach, wie früh Sie aufgestanden sind! rief sie. Schon

ausgegangen und schon zurück? Ich habe Sie erwartet; ich bin bereit und habe schon meinen Hut aufgesetzt. Sie werden es mir nicht abschlagen, mir diese Landschaft zu zeigen; führen Sie mich weit, noch weiter, am Meer entlang. Seien Sie außer Sorge, ich bin eine gute Fußgängerin. Wenn wir Hunger bekommen, werden wir irgend eine Herberge finden und wenn ich ermüde, werden Sie mich im Sande, im Schatten eines Felsens schlafen lassen. Wollen Sie, Leopold?

Dabei legte sie ihren Arm in den seinigen. Er zuckte zusammen bei dieser Berührung und zwei schwere Thränen traten ihm in die Augen, sein inneres Leid verkündend, als er sie so schön an seiner Seite sah.

Ach, hätte doch nicht die Grausamkeit des Geschickes, indem es sie so nahe zu einander geboren werden ließ, für immer getrennt! Dann hätte sie die Seine werden können! . . .

Doch rasch, wie sie gekommen, unterdrückte er diese Regung wieder. Sie hatte nichts davon bemerkt.

Sie stiegen den zum Gestade führenden Weg hinab und gingen auf dem weichen, gelben Sande dahin, zwischen dem Meeresufer und dem Gebirge. Warum hätte er ihr das Vergnügen dieses Spazierganges versagen sollen? Er wird noch Zeit genug haben, ihr zu sagen, daß er abreise und daß Madame Cardenac kommen werde, um sie zu holen. Es liegt keine Gefahr für ihn oder für sie in dieser lauteren Klarheit des Tages, wo die Versuchungen sich nicht hervorzwagen. Unmerklich hatte er ihren Arm, den sie in den seinigen gelegt hatte, wieder herabgleiten lassen. Sie gingen Seite an Seite wie ehemals zu Castel-Lauterdes, in der flachen Landschaft, ohne einander zu berühren. Und sie sprachen von gleichgiltigen Dingen, von Allem was sie auf ihrem Wege sahen, von den Bergkuppen, von den in der Landschaft ausgestreuten Dörfern, vom Gischt des Meeres, der die Düne neigte, von den Schafen, die auf den Hängen weideten, und dergleichen mehr.

Eine instinktive Furcht hielt Leopold ab, sie zu fragen, was er so gern gewußt hätte: woher in ihr diese Ermattung der religiösen Gläubigkeit, dieser Verzicht auf die Vermählung mit dem Himmel, dieser Glaube an das Verlangen nach einer irdischen Verbindung gekommen?

Als sie bei einem Fischerhäuschen vorbeikamen, schilderte er ihr das Leben dieser armen Leute. Er sprach viel, um das Denken zu vermeiden. Er fühlte sich glücklich, in ihrer Nähe so ruhig bleiben zu können. Zuweilen, wenn ein kurzes Stillschweigen eintrat, dachte er an die Möglichkeit, dieses Leben fortzusetzen, Stephana nicht zu verlassen, doch wies er diesen Gedanken, diese Hinterlist seiner schlummernden Begierden alsbald wieder von sich. Da er entschlossen war abzureisen, konnte er wenigstens den Zauber der gegenwärtigen Stunde genießen, in der er sich für unschuldig erachtete.

In einer Dorfschänke ließen sie sich ein Frühstück reichen. Vom Fenster des hochgelegenen Hauses sah man das Meer und Stephana ergözte sich an dem Anblicke der Weiber, die mit rothen Hauben bekleidet waren und die Fischerboote ruderten, wie es in jener Gegend üblich ist.

(Fortsetzung folgt.)